

Wie ein Oberlieutenant nicht von Leder ziehen konnte

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **153 (1874)**

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-373598>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

fügt — einen schönen Rosenstock aus einem der Gärten. Die zartfühlende Hausfrau, die Bestimmung dieses Rosenstrauches wohl ahnend, entsprach dem Gesuche bereitwilligst und zwar nicht unter Lohnabzug, sondern unter gleichzeitiger Zustellung eines weiteren Geschenkes von 10 Fr. an die bescheidene Bittstellerin.

Was nun weiter geschah, davon geben die folgenden beiden Briefe die beste Auskunft.

Basel, 30. März 1869.

„Liebe Barbara!

Ich diene seit Neujahr hier bei einer braven Gärtnerfamilie. Die Leute sind gut mit mir, was ihnen Gott lohnen wird. Ich möchte das Grab meiner lieben seligen Mutter mit einem Rosenstock zieren, den ich von meiner Herrschaft nebst 10 Fr. geschenkt erhalten habe. Du erhältst in dem mitfolgenden Kistchen sowohl den Rosenstock als das Geldstück mit der Bitte, den ersteren möglichst bald auf den Kirchhof zu versetzen und letzteres für Deine Mühe zu behalten. Wenn Du dann hie und da nach dem Rosenstrauch sehen könntest, würdest Du mich sehr zu Dank verpflichten. Marie K

Antwort.

Liebe Mariel

Wie freut es mich zu wissen, wo Du bist und daß es Dir ordentlich geht. Dein Wunsch bezüglich des Rosenstrauchs ist erfüllt und ich werde bestmöglich auch dafür sorgen, daß das Grab Deiner Mutter immer in Ehren gehalten wird. Lohn will ich keinen. Deine selige Mutter hat ihn mir bei Lebzeiten schon gegeben, indem sie mich armes, mißthätetes Mädchen, dessen sich keiner Häßlichkeit wegen Niemand annehmen wollte, auch ohne Lohn im Nähen und Stricken soweit unterrichtete, daß ich jetzt meinen Lebensunterhalt ordentlich finde. Das Goldstück habe ich der armen Wittwe M. geschenkt, welche schon seit Anfangs Februar krank im Bette liegt. Sie dankt Dir und mir herzlich.

E, den 5. April 1869.

Barbara P

Merke:

- 1) Vergiß Deine Eltern nie, auch nach ihrem Tode nicht.
- 2) Dankbar sein kostet nichts und gefällt Gott und Menschen wohl.
- 3) Das Herz ist reich oder arm — nicht die Kiste.

Wie ein Oberlieutenant nicht von Leder ziehen konnte.

In dem Landstädtchen D. wurde vor geraumer Zeit eine „Musterung“ abgehalten. Da es gerade Herbst und der Wein gerathen war, nahmen es die Quartiertrager mit der Zahl der für die Einquartierung bestimmten Schoppen nicht genau und die Offiziere und Soldaten auch nicht. So passirte denn, was bei dergleichen Anlässen

schon oft und viel begegnet ist, — es gibt bekanntlich nichts Neues unter der Sonne — nämlich es wurde tüchtig gezechet und hie und da einem angeheiterten Wehrmann von Kameraden ein Schabernak gespielt. Etwas Derartiges begegnete unter anderm auch dem Oberlieutenant der so und sovielten Centrumkompagnie. Leider erfuhr dies der besagte Offizier erst in dem Momente, als er, an Stelle des „unwohl“ im Quartier zurückgebliebenen Hauptmanns, vor die Kompagnie zu treten hatte, um dieselbe in militärischer Ordnung auf den Bataillonssammlplatz zu führen. Das Unglück schreitet schnell. Nach erfolgtem Appell kommandirte der Oberlieutenant im Vollbewußtsein seiner hohen Aufgabe: „Achtung!“ Lautlos stand die Front. Der Vizehauptmann wollte von Leder ziehen — der Säbel aber sagte zu sich: „Mir ist's lang wohl in der Scheide“ und blieb sitzen. Der Kommandirende zieht, wie ein gutes Köpflein, zum zweiten Male aus Leibeskraften, zieht, bis ihm der Schweiß von der Stirne rinnt. Vergebens. Der Säbel war und blieb ein verstockter Sünder, er wich nicht um eine Linie. Ein härtiger Sappeur erbarmte sich des ächzenden Vizekommandanten und anerbote diesem seine guten Dienste. Da auch diese keinen bessern Erfolg hatten, blieb nichts anderes übrig, als mit „Säbel in Scheid“ abzumarschiren. Im Verlaufe des Tages zeigte es sich dann zu männiglichem Ergötzen, daß zwei lustige Vögel dem Oberlieutenant geschmolzenes Harz in die Säbelscheide gegossen hatten. Der steckköpfige Sabul mußte dann auch buchstäblich herausgedengelt werden.

Solche Streiche sind freilich schlimm, aber das Vaterland hat dabei gleichwohl keinen Schaden gelitten, — was schließlich das Beste ist.

Die Einen und dann die — Anderen.

Bei dem Herr Pfarrer H. in B., im Lande Mostindien, waren vor einiger Zeit zwei Offiziere einquartiert. Eines Abends, als der Herr Pfarrer mit seinen Gästen das Nachtessen eingenommen hatte, legte er sich eine blaue Schürze um und sagte zu den Offizieren, die ihm mit einigem Befremden anschauten: „So, meine Herren, jetzt kommt es an die anderen!“ — sprach und ging in den Stall, um in höchst eigener Person seine zwei Kühe zu füttern.